

GÜNTER KRÖBER

## Abschied oder Abstand von der Wissenschaftsforschung?

– Reminiszenzen –

*Am 27. September 1997 veranstaltete der Förderverein Konkrete Utopien e.V. in der Humboldt-Universität zu Berlin sein traditionelles Jahreskolloquium. 35 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hatten die Einladung zum Thema »Schicksale und Perspektiven der Wissenschaftsforschung« wahrgenommen und erlebten sieben Stunden interessanter Debatte um ein ganz spezielles Stück deutscher Wissenschaftsgeschichte. Denn zu behandeln war bei den Schicksalen nicht »nur«, wie »gewöhnlich«, die Abwicklung von DDR-, sondern auch von einem Teil alt-bundesdeutscher Wissenschaft: eben der institutionalisierten Wissenschaftsforschung.*

*»UTOPIE kreativ« beginnt den Abdruck der Kolloquiumsbeiträge in diesem Heft mit dem Einführungsvortrag von Günter Kröber und einer vom gleichen Autor zusammengestellten Dokumentation der »Erlanger Werkstattgespräche« des Instituts für Gesellschaft und Wissenschaft an der Universität Erlangen/Nürnberg (IGW), an denen von der Nummer II im Jahre 1973 an auch regelmäßig Angehörige des von Kröber geleiteten Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft an der Akademie der Wissenschaften der DDR (ITW) teilgenommen haben. Außerdem wird in diesem Heft der Vortrag von Reinhard Mocek veröffentlicht. Weitere Texte des Kolloquiums folgen in Heft 90.*

*Die Redaktion*

Der Zufall will es, daß unser Kolloquium über »Schicksale und Perspektiven der Wissenschaftsforschung« an einem 27. September stattfindet, dem Geburtstag von Nikolai Ivanovitsch Bucharin (27. September 1888), des Gründungsdirektors des Instituts für die Geschichte der Wissenschaft und Technik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR<sup>1</sup>, des späteren Instituts für die Geschichte der Naturwissenschaft und Technik, das seit den sechziger Jahren bis Ende der achtziger Jahre zugleich das Zentrum der Wissenschaftsforschung an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR war.

Bucharin, der Anfang 1938 den Stalinschen Repressalien zum Opfer fiel, war in den zwanziger und dreißiger Jahren einer der führenden politischen Persönlichkeiten der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und zudem ein hervorragender Organisator der Wissenschaft. Er verkörperte damit gleich zweifach jenen Persönlichkeitstyp, von dem Wilhelm Ostwald meinte, er sei für das 20. Jahrhundert charakteristisch: den des Organisators.

Günter Kröber – Jg. 1933, Prof. Dr.; 1952-1961 Studium der Mathematik und Philosophie in Jena und Leningrad; 1961-1969 am Institut für Philosophie der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin; 1970-1990 Direktor des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft an der Akademie der Wissenschaften der DDR; seit 1992 im verordneten Altersübergang und Ruhestand; Veröffentlichungen zu erkenntnistheoretischen und methodologischen Problemen der Wissenschaft – insbesondere der Naturwissenschaft – und ihrer Geschichte, laufende Forschungen zu Strukturbildung durch Palindromisierung.

1 Seit 1921 bestand an der Akademie die von V.I. Vernadskij geleitete Kommission für die Geschichte des Wissens. 1930 ging ihre Leitung an Bucharin über,

und 1932 wurde sie auf Beschluß des Präsidiums der Akademie in das Institut für die Geschichte der Wissenschaft und Technik umgewandelt. Im Zusammenhang mit der Verurteilung Bucharins wurde das Institut 1938 geschlossen und erst 1945 als Institut für die Geschichte der Naturwissenschaft wiedereröffnet. Seit 1953 schließlich besteht es als Institut für die Geschichte der Naturwissenschaft und Technik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR bzw. der Russischen Akademie der Wissenschaften.

2 Wilhelm Ostwald: *Organisation als Kunst und als Wissenschaft*. In: *Forschen und Nutzen*. Wilhelm Ostwald zur wissenschaftlichen Arbeit. Hrsg. v. Günther Lotz, Lothar Dunsch, Uta Kring, Berlin 1978, S. 101.

3 Vgl.: Wilhelm Ostwald: *Über Organisation und Organisatoren*. In: Ebenda, S. 103.

4 Ebenda.

5 Wilhelm Ostwald: *Organisation als Kunst und Wissenschaft*, in: A.a.O. S. 101.

6 Ebenda.

7 Ebenda.

8 Wilhelm Ostwald: *Biologie und Chemie*. In: Ebenda, S. 226.

9 Ebenda, S. 227.

10 Wilhelm Ostwald: *Wissenschaft und Leben*. In: Ebenda. S. 228; ders.: *Die Mitteilung neuer Forschungsergebnisse*. In: Ebenda, S. 127.

Ostwald verfaßte 1913 einen kurzen Aufsatz über »Organisation als Kunst und als Wissenschaft«, den er mit einer ungewöhnlichen Vorhersage begann: »Wenn man im Jahre 2000 nach den wesentlichsten Kennzeichen des vergangenen Jahrhunderts fragen wird,« schreibt er, »so wird die Antwort lauten: Es war das Jahrhundert der Organisation.«<sup>2</sup> Unter Organisation verstand er dabei das Zusammenführen funktionierender Elemente auf eine Weise, daß für das Gesamtgebilde ein maximales Güteverhältnis herauskomme.<sup>3</sup> Organisatoren bewirken in diesem Sinne »den Anschluß der einzelnen Leistungen an die gesamte Kultur«.<sup>4</sup>

Heute, da uns nur noch runde zwei Jahre vom Ende dieses Jahrhunderts trennen und wir nicht nur seine Zeugen, sondern auch seine Mitgestalter geworden sind, müssen wir – wenn das Jahrhundert denn schon an der Organisation gemessen werden soll – wohl eher sagen: Es war das Jahrhundert gescheiterter Organisation.

Ostwald glaubte, überall – in der Wirtschaft, im Leben der Staaten und auch in der Wissenschaft – wahrnehmen zu können, »wie die ausgeprägt individualistische Denk- und Handlungsweise des 19. Jahrhunderts in die ebenso ausgeprägt kollektivistische, soziale oder organisatorische Denk- oder Handlungsweise des 20. Jahrhunderts überschlägt«.<sup>5</sup> Dementsprechend hielt er Organisatoren, welche »die individualistisch entwickelten Elemente eines besonderen Gebietes zusammenfassen und zu koordinierter, harmonischer und dadurch in ihrer Wirkung ins Ungeheure gesteigerter Tätigkeit zu vereinigen wissen«, für die charakteristischen Persönlichkeiten unserer Epoche.<sup>6</sup>

Er sah diesen Prozeß der Synthese von vereinzelt agierenden Elementen zu komplex strukturierten und ganzheitlich funktionierenden Systemen »an der Ausgestaltung der Staaten zu größeren Reichen, ...an dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Kapitalisten zu Trusts, welche die ganze Welt umfassen, und ... auch im Gebiet der Wissenschaft..., wo die bisher ausschließlich herrschende Einzelarbeit langsam der Kollektivarbeit der Schulen und zuletzt umfassender nationaler und internationaler Organisationen Platz macht.«<sup>7</sup>

Die Organisation der Wissenschaft, von Forschung und Bildung, galt ihm daher als eine überaus zeitgemäße Forderung. Damit die Organisation aber nicht auf Inspiration und Instinkt angewiesen sei und demzufolge nur als eine Kunst ausgeübt werde, welche nicht nach Regeln und vermöge einer bestimmten Methode betrieben wird, muß sie selbst wissenschaftlich fundiert sein. So ergibt sich der Ruf nach einer Wissenschaft von der Organisation der Wissenschaft oder kurz: nach einer Wissenschaft von der Wissenschaft. Diese soll »die Gesetze herausfinden, nach denen sich die einzelnen Wissenschaften, unabhängig von ihrem Inhalte, entwickeln«.<sup>8</sup> Sie wird gebraucht, weil die Wissenschaft nicht nur erhalten, sondern auch verbessert werden soll. »Denn um etwas zu erhalten, müssen wir seine Existenzbedingungen wissen, und um etwas zu verbessern, müssen wir die Möglichkeiten seiner Beeinflussung kennen.«<sup>9</sup> Nach Ostwald ist sie überdies der Soziologie zuzuordnen, weil Wissenschaft »ein eminent soziales Gebilde« ist.<sup>10</sup>

Soweit Ostwald. Ich habe seine Ableitung der gesellschaftlichen

Relevanz der Wissenschaft von der Wissenschaft an den Anfang meiner Ausführungen gestellt, weil sie gleichsam paradigmatisch für alle folgenden Begründungen der gesellschaftlichen Notwendigkeit der Wissenschaftsforschung im 20. Jahrhundert ist.

Ich will dies jetzt nicht im einzelnen belegen, etwa anhand der Arbeiten von F. Znaniecki in den zwanziger Jahren und den Ossowskis in den dreißiger Jahren in Polen, von I.A. Boricevskij und G. A. Gruzincev in den zwanziger Jahren und Boris Hessen Anfang der dreißiger Jahre in der UdSSR, von Robert Merton in den dreißiger Jahren und J.D. Bernal in den dreißiger und fünfziger Jahren in England, oder von Derek J. de Solla Price in den fünfziger und sechziger Jahren in den USA.<sup>11</sup> Ich will es aber nachzeichnen an den beiden Brennpunkten der Wissenschaftsforschung in Deutschland, die sich in den siebziger und achtziger Jahren in der damaligen Bundesrepublik und in der DDR herausgebildet hatten: dem Institut für Gesellschaft und Wissenschaft an der Universität Erlangen/Nürnberg (IGW) und dem Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft an der Akademie der Wissenschaften der DDR (ITW).

In beiden Fällen stütze ich mich dabei auf vorliegende Quellen, für das ITW außerdem auf persönliche Erinnerungen und Erfahrungen.

Das Institut für Gesellschaft und Wissenschaft ging aus dem Studienkolleg für zeitgeschichtliche Fragen hervor, das 1963 seine Arbeit aufgenommen hatte. Nachdem zunächst deutschlandpolitische Probleme im Mittelpunkt seiner Forschungen gestanden hatten, wurde ab Ende der sechziger Jahre die Wissenschaftsforschung an ihm etabliert.<sup>12</sup> Die diesbezüglichen Arbeiten waren sowohl von theoretischen Interessen geleitet – etwa das Verhältnis von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft betreffend oder das Phänomen wissenschaftlich-technische Revolution – als auch von wissenschaftspolitischen. In letzterer Hinsicht konzentrierte es sich auf die Analyse von Wissenschaftspolitik und Entwicklung des Wissenschaftssystems der DDR. Ergebnisse dieser Analysen gingen seit 1969 in diverse Bundesforschungsberichte der Bundesregierung ein, was wiederum zur institutionellen Förderung des Instituts durch den Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (BMBW) / Bundesminister für Forschung und Technik (BMFT) und dazu führte, daß es zu einem Institut der Ressortforschung des BMFT avancierte. In dieser Funktion war es schon nicht mehr nur DDR-bezogen, sondern sah sich mit einer breiten Palette wissenschaftspolitischer Erwartungen konfrontiert, wie sie an die Wissenschaftsforschung in jenen Jahren wohl generell, also auch in anderen Ländern, herangetragen worden sind.

Am klarsten und deutlichsten sind diese Erwartungen meines Wissens von dem damaligen Abteilungsleiter für Grundlagenforschung, Forschungs koordinierung und internationale Zusammenarbeit im BMFT, Josef Rembser, auf einem Kolloquium des IGW 1985 artikuliert worden. Rembser ging davon aus, daß die Forschungsadministration nicht beabsichtige, die Wissenschaftsforschung in den Dienst der Wissenschaftspolitik zu nehmen, sondern »Beiträge als Hilfe für die Forschungspolitik zu stimulieren«.<sup>13</sup> In

11 Vgl.: IGW. Aufgaben und Tätigkeiten. Jahres- und Sachbericht 1990, IGW 1991, S.6; Josef Rembser: Erwartungen der Forschungspolitik an die Wissenschaftsforschung. In: Wissenschaftsforschung. Neue Probleme, neue Aufgaben. Kolloquium des IGW im Wissenschaftszentrum Bonn, 10./11. Juni 1985, IGW 1985, S. 125.

12 Vgl.: IGW. Aufgaben und Tätigkeiten. Jahres- und Sachbericht 1990, IGW 1991, S.6.

13 Josef Rembser: Erwartungen der Forschungspolitik an die Wissenschaftsforschung. In: Wissenschaftsforschung. Neue Probleme, neue Aufgaben. Kolloquium des IGW im Wissenschaftszentrum Bonn, 10./11. Juni 1985, IGW 1985, S. 125.

- 14 Ebenda, S. 126-127. einem sehr moderaten Ton wurden die Bitte und der Wunsch vorgetragen, »die Wissenschaftsforschung möge an dem Bemühen mitwirken, aus dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt Orientierungswissen für unsere Gesellschaft zu gewinnen.«<sup>14</sup> Insbesondere sollte sie »in ihrem interdisziplinären Ansatz zwischen Philosophie, Sozialwissenschaften, Wissenschaftsgeschichte und Naturwissenschaften ... ein methodisches Instrumentarium entwickeln, das weiterführende Beiträge zum Orientierungswissen für Kultur und Gesellschaft erwarten läßt.«<sup>15</sup> Als Fragenkreise, die für die Forschungspolitik nicht nur in der Bundesrepublik von Gewicht und Dringlichkeit sind und für die Orientierungswissen benötigt werden, nannte Rembser »die Wechselwirkungen zwischen den wissenschaftlichen, technischen, gesellschaftlichen und geistigen Entwicklungen... Wie entwickelt sich Wissenschafts- und Technikakzeptanz und Nicht-Akzeptanz? Wie sehen wir einen Wertwandel in unserer Gesellschaft? Wie stellen wir uns auf ihn ein, wie gestalten wir ihn mit?«<sup>16</sup> Die »Bitte um Mitdenken« bezog sich aber auch auf ganz praktische Probleme der Forschungsadministration, vor allem auf »Hilfen für die Beurteilung der Qualität von Forschungsplänen und -ergebnissen, von notwendigen Änderungen in den Fördermechanismen und Förderorganisationen, für die internationale Zusammenarbeit von Regierungen und Wissenschaftlern«, um Instrumentarien »für die Qualitätsbewertung wissenschaftlicher Ergebnisse, für das frühzeitige Aufspüren und Bewerten neuer erfolgversprechender Forschungsfelder, ... für die Bewertung von Folgen und Wirkungen neuer Wissenschaftsentwicklungen und daraus folgender Technologien« sowie um »präzise Instrumente der Qualitätskontrolle und der Früherkennung.«<sup>17</sup>
- 15 Ebenda, S. 127.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda, S. 127-128.
- Mir sind nun freilich keine Arbeiten des IGW bekannt, in denen Instrumentarien für die Qualitätsbewertung wissenschaftlicher Ergebnisse oder für die Früherkennung neuer, erfolgversprechender Forschungsrichtungen vorgelegt worden wären. Dies ist m.E. keineswegs ein Mangel der Wissenschaftsforschung, denn es handelt sich dabei um Fragen, die die Wissenschaftsforschung gar nicht beantworten sollte und auch nicht beantworten kann. Der Ruf nach solchen Instrumentarien geht der Forschungsadministration leicht über die Lippen, doch sie erliegt einer Illusion, wenn sie glaubt, solche Instrumentarien seien möglich.
- Das wissenschaftspolitische Wirkungsfeld des IGW war denn auch ganz anders geartet. Es umfaßte weniger die innenpolitischen Sorgen der Forschungsadministration als vielmehr die Beratung der Bundesregierung vor allem in Fragen, die die Einschätzung der Wissenschaftsentwicklung und des Wissenschaftssystems sowie die Forschungs- und Technologiepolitik der DDR betrafen. Dem beharrlichen Drängen des IGW war es z.B. zu danken, daß aus dem WTZ-Abkommen zwischen den Regierungen der alten Bundesrepublik und der DDR die Geistes- und Sozialwissenschaften nicht grundsätzlich ausgeklammert blieben, wie es den strategischen Konzepten beider Wissenschaftsministerien zufolge ursprünglich vorgesehen war.<sup>18</sup>
- Die Wissenschaftsforschung am IGW entsprang mithin einer doppelten Motivation: Einer innerwissenschaftlichen, kognitiven,
- 18 Vgl.: Burchrichter, Clemens und Müller, Hans-Joachim: Politikberatung als Problem- diskurs. Zum Verhältnis von politischer Dezision und sozialwissenschaftlicher Reflexion von Problemen der Wissenschaften im geteilten Deutschland. In: IGW-Report, H. 4/1992, S. 16-17.

die in dem Bestreben der interessierten Wissenschaftler verankert war, an der theoretischen Fundierung und Ausgestaltung der Wissenschaftsforschung teilzuhaben, und einer wissenschaftspolitischen, die das Institut mit den Sorgen und Nöten, den Wünschen und Bitten der Forschungsadministration konfrontierte. Beide Motivationen sind durchaus kompatibel. Am besten läßt sich die Kompatibilität der kognitiven und der wissenschaftspolitischen Motivation zur Wissenschaftsforschung wohl an den Erlanger Werkstattgesprächen ablesen, die im Verlaufe der siebziger und achtziger Jahre jährlich im November stattfanden und dem Meinungs- und Gedankenaustausch von Wissenschaftlern und Wissenschaftspolitikern aus Ost und West dienten. Ich habe als Anlage zu diesem Beitrag diese Werkstattgespräche einmal zusammengestellt. Wer sich diese Dokumentation zweier Jahrzehnte Wissenschaftsforschung in Deutschland ansieht, erkennt eine breite Palette von Themen und Standpunkten. Ich glaube, die Beiträge, die dort im Verlaufe zweier Jahrzehnte gehalten worden sind, die Diskussionen, die geführt und die Beziehungen, die auch über den Bereich der Wissenschaft hinaus geknüpft worden sind, sind nicht nur ein gutes Stück Geschichte der Wissenschaftsforschung, das lohnt, aufgearbeitet zu werden, sondern widerspiegeln auch die Entwicklung der politischen und wissenschaftspolitischen Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten, die noch in den Gräben des kalten Krieges ihren Anfang nahm und schließlich bis zum WTZ-Abkommen von 1988 führte.

Das ITW hat Ähnliches nicht aufzuweisen. Seine Arbeiten waren entweder theoretisch orientiert – wie die meisten der im Akademie-Verlag erschienenen 26 Bände der Reihe »Wissenschaft und Gesellschaft«, die Hefte der Reihe »Kolloquien« und der »Studien und Forschungsberichte«–, oder sie wurden als »Leitungsinformationen« – meist als »Vertrauliche Dienstsache« gekennzeichnet – der Forschungsadministration übergeben. Der literarische Gesamtertrag des ITW ist dokumentiert im Heft 31 der »Studien und Forschungsberichte«, das die Veröffentlichungen des Instituts im Zeitraum von 1970 bis 1989 enthält.<sup>19</sup>

Was jedoch die Motivationslage von Wissenschaftsforschung und Wissenschaftspolitik angeht, so gestaltete sie sich im Prinzip nicht anders als im IGW, wenn auch die Gewichte etwas anders lagen und der Umgangston seitens der Politik nicht eben moderat war.

Institutsgründungen an der Akademie, insbesondere auf gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet, bedurften der Absegnung durch die Partei. Der Gründung des ITW waren in den sechziger Jahren intensive öffentliche Diskussionen über die veränderte Stellung und Funktion der Wissenschaft in der Gesellschaft, über die wissenschaftlich-technische Revolution und die Wissenschaft als Produktivkraft vorangegangen. 1965 erschien Bernal's grundlegendes Werk »Die Wissenschaft in der Geschichte« im Deutschen Verlag der Wissenschaften. In ihm wurden die tiefgreifenden Veränderungen in den Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts analysiert. Bernal hielt es für notwendig, »eine völlig neue Einschätzung der Bedeutung und des Wachstums der Wissenschaft zu erarbeiten.«<sup>20</sup> Philosophen, So-

19 Vgl.: Veröffentlichungen 1970-1989. ITW – Studien und Forschungsberichte. H. 31. Berlin 1990. 305 S. Die »Berliner Wissenschaftshistorischen Kolloquien (BWK)« des Bereichs Wissenschaftsgeschichte des ITW sind noch einmal gesondert zusammengestellt in: Dahlemer Archivgespräche, H. 1/1996. Hrsg. vom Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft von Eckart Henning, Berlin 1996, S. 146-159.

20 John Desmond Bernal: Die Wissenschaft in der Geschichte, 3. Auflage, Berlin 1967, S. XIX.

ziologen und Ökonomen erkannten hier ein neues und weites Feld interessanter Forschungsprobleme. Sie konnten außerdem auf die Sowjetunion verweisen, in der die Wissenschaftsforschung als naukovedeniye bereits akademischen Fuß gefaßt hatte.

21 Die weitere Entwicklung der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften in der DDR. In: Einheit, H. 12/1968, S. 1459.

Im Herbst 1968 äußerte sich dann auch die Führung der Partei. Dies erfolgte im gewohnten Imperativ. In einem Beschluß des Politbüros des ZK der SED vom 22. Oktober 1968 hieß es: »Der Untersuchung der Beziehungen von Sozialismus und wissenschaftlich-technischer Revolution und der damit zusammenhängenden Probleme des Menschen ist größere Aufmerksamkeit zu widmen.«<sup>21</sup> Und weiter die entscheidende Stelle: »Angesichts der wachsenden Bedeutung der Wissenschaften als unmittelbare Produktivkraft muß das System der Wissenschaften selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungsarbeit werden, um Grundlagen für die Prognose, Planung und Leitung der Wissenschaftsentwicklung zu erhalten. Das erfordert die Entwicklung einer Wissenschaftstheorie (Wissenschaftskunde). Insbesondere gilt es, die Stellung der Wissenschaft in der Gesellschaft zu bestimmen, die sozialen Voraussetzungen und Auswirkungen wissenschaftlicher Erkenntnisse zu erforschen, die inneren Entwicklungsgesetze und -tendenzen des Systems der Wissenschaften, besonders die Wachstumsprobleme aufzudecken, den Prozeß der schöpferischen wissenschaftlichen Arbeit zu analysieren und den Einfluß von Wissenschaft und Technik auf die Herausbildung und Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit zu erforschen.«<sup>22</sup>

22 Ebenda, S. 1460.

Damit war im Prinzip grünes Licht gegeben für alle, die ihre wissenschaftlichen Interessen auf dieses neue Gebiet lenkten. Doch bedeutete das noch längst nicht ein neues Institut an der Akademie wenn das Erlanger IGW auch in einer Ende der sechziger Jahre durchgeführten Analyse der Sozialwissenschaften in der DDR im Ergebnis einer Beurteilung der Diskussionen zur Wissenschaftswissenschaft in der DDR die Erwartung ausgesprochen hatte, »daß in Anbetracht der Wichtigkeit einer derartigen Disziplin früher oder später ein Institut für ‚Wissenschaftstheorie‘ in der DDR eingerichtet werden wird.«<sup>23</sup>

23 Produktivkraft Wissenschaft. Hrsg. von Hans Lades und Clemens Burricher, Hamburg 1970, S. 83.

Die Vorbereitungen für ein solches Institut hatten tatsächlich bereits 1969 begonnen, als die Abteilung Wissenschaft des ZK der SED eine Beratung einberief, um eine Konzeption für ein solches Institut an der Akademie zu erarbeiten. Als Vertreter des Akademieinstituts für Philosophie nahm ich an dieser Beratung teil. Ich weiß nicht mehr, wer den Vorschlag gemacht hatte, dies sollte ein Institut für Wissenschaftstheorie und -organisation werden, doch entsprach dieser Vorschlag durchaus auch meinen Interessen. Dieses Vorhaben sollte jedoch bald auf zwei gewichtige Einwände stoßen.

Der erste kam von alleroberster Stelle: vom Ersten Sekretär des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Walter Ulbricht, höchstpersönlich, und zwar während einer Sitzung des Staatsrates der DDR am 12. März 1970, auf deren Tagesordnung ein »Bericht über die Durchführung der Akademiereform unter besonderer Berücksichtigung der sozialistischen Wissenschaftsorganisation« stand.

Ende der sechziger Jahre wurde die Wissenschaftsorganisation als eine Art Zauberschlüssel für die Lösung vieler ökonomischer Probleme angesehen. Der Begriff »sozialistische Wissenschaftsorganisation« erlebte einen geradezu inflationären Boom; überall ging es plötzlich um Wissenschaftsorganisation. Alle größeren Industriekombinate mußten Konzeptionen der sozialistischen Wissenschaftsorganisation für ihren jeweiligen Produktionsbereich erarbeiten. Die Aufgabenstellungen, die in diesen Konzeptionen formuliert wurden, mögen für das betreffende Kombinat im einzelnen zwar wichtig und richtig gewesen sein, hatten mit Organisation von Wissenschaft, von wissenschaftlicher Arbeit und gar von Forschung indes nichts, aber auch gar nichts zu tun. Als schließlich kaum noch jemand wußte, was das eigentlich ist, die »sozialistische Wissenschaftsorganisation«, hatte Walter Ulbricht wohl für Klarheit sorgen wollen, indem er kurz und bündig erklärte: »Die sozialistische Wissenschaftsorganisation ist die Anwendung der marxistisch-leninistischen Organisationswissenschaft auf die Wissenschaft selbst.«<sup>24</sup> Blieb nur noch offen, was denn die »marxistisch-leninistische Organisationswissenschaft« ist. Um sie zu lehren, war in der Wuhlheide mit einem ungeheuren Aufwand und in kürzester Zeit die »Akademie für marxistisch-leninistische Organisationswissenschaft« (AMLO) förmlich aus dem Boden gestampft worden, an der Lehrgänge für leitende Kader aus der Wirtschaft durchgeführt wurden. In dieser Situation und Atmosphäre also fand besagte Staatsratstagung statt, zu der auch ich als Gast geladen war. Auf ihr ereignete sich der folgende Vorfall, der in der entsprechenden Veröffentlichung des Staatsrates<sup>25</sup> nicht dokumentiert ist, jedoch, wie ich annehme, im vollständigen Protokoll dieser Sitzung, sofern eines existiert, enthalten sein mußte.

Der damalige Leiter des Forschungsbereiches Gesellschaftswissenschaften der Akademie, Wolfgang Eichhorn, legte in seinem Diskussionsbeitrag gerade dar, wie auch die Akademie sich der Aufgabe stellte, theoretische Grundlagen für die sozialistische Wissenschaftsorganisation zu schaffen, indem sie die Gründung eines einschlägigen Instituts vorbereite. Da unterbrach ihn Ulbricht und fragte, wozu die Akademie ein solches Institut eigentlich brauche, in der Wuhlheide hätten wir doch alles, was wir für die Durchsetzung der sozialistischen Wissenschaftsorganisation brauchen, und zwar auf höchstem und modernstem Niveau, wie es die Akademie keineswegs garantieren könne. Daß dieser allerhöchste Einspruch die Gründung des Instituts nicht verhindert hat, ist allein der Besonnenheit einiger junger und qualifizierter Mitarbeiter der Abteilung Wissenschaft zu danken, die im März 1970 die Ära Ulbricht schon zu Ende gehen sahen und uns an der Akademie weiterhin Mut machten, unsere Konzeption für die Institutsgründung weiter zu verfolgen und zu präzisieren.

Der zweite Einwand kam aus dem Ministerrat der DDR, vom Minister für Wissenschaft und Technik, Herbert Weiz, der jede Institutsgründung an der Akademie zu bestätigen hatte. Ihm unterstand die AMLO; nach Ulbrichts Einwurf auf der Staatsratstagung stand er der Institutsgründung an der Akademie mehr als skeptisch gegenüber. Ich wurde aufgefordert, ihm die Institutskonzeption in

24 Ich habe mir nicht die Mühe gemacht, die Quelle dieser »Definition« zu belegen, verbürge mich aber für ihre Echtheit.

25 Die Deutsche Akademie der Wissenschaften auf dem Weg zur Forschungsakademie der sozialistischen Gesellschaft. Materialien der 22. Sitzung des Staatsrates der DDR. Schriftenreihe des Staatsrates, H. 12/1970.

einer persönlichen Audienz vorzustellen. Natürlich lehnte er sie ab: Sie sei zu abstrakt und akademisch, theorielastig, kaum praktikabel usw. Wenn schon ein Institut an der Akademie, dann nur eines für Wissenschaftsorganisation als eine Art Dienstleistungseinrichtung für die Leitung der Akademie und den Ministerrat, nicht aber eines für Wissenschaftstheorie, an dem eh nur realitätsfern theoretisiert würde. Es muß mir wohl gelungen sein, ihn zu überzeugen, daß ein Akademieinstitut der Theorie ebenso verpflichtet sein sollte wie der Praxis. Jedenfalls blieb es dabei, daß das Institut schließlich als »Institut für Wissenschaftstheorie und –organisation« (ITWO) im Sommer 1970 ins Leben gerufen wurde, freilich mit der Auflage, die Konzeptionen für die sozialistische Wissenschaftsorganisation in den Betrieben und Kombinat zu begutachten. Nachdem wir aber in einigen Fällen angemerkt hatten, daß der Inhalt der betreffenden Konzeption mit Wissenschaftsorganisation nichts zu tun hat, blieben uns solche Übungen fernerhin erspart, und die eigentliche Arbeit konnte beginnen. 1976 richteten wir noch den von Hubert Laitko geleiteten Bereich »Wissenschaftsgeschichte« ein und waren seitdem das »Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft«, in dessen Namen die Organisation nach der Theorie und der Geschichte stand und in dessen Kürzel »ITW« sie überhaupt nicht mehr vorkam.

An der Wiege der Wissenschaftsforschung in der DDR standen die Forderung der Politik, »Grundlagen für die Prognose, Planung und Leitung der Wissenschaftsentwicklung« zu erarbeiten, und der naive Glaube der involvierten Wissenschaftler, dieses sei möglich. Ich will hier nicht den theoretischen Ertrag der Arbeit des ITW würdigen und die verschiedenen konzeptionellen Ansätze, mit denen versucht wurde, dem komplexen gesellschaftlichen Phänomen Wissenschaft beizukommen. Gert-Rüdiger Wegmarshaus hat dazu auf dem Kolloquium »25 Jahre Wissenschaftsforschung in Ost-Berlin« bereits Wesentliches gesagt.<sup>26</sup> Ich möchte jedoch noch zwei Anmerkungen zum Verhältnis von Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsforschung machen.

Das Verhältnis zwischen Wissenschaftsforschung und Wissenschaftspolitik, das ja durchaus als rationaler Diskurs denkbar ist, spitzte sich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre am ITW bedrohlich zu, als ein übereifriger Parteisekretär das Institut mit der Forderung zu traktieren begann, daß für jedes in der Forschung zu bearbeitende Problem ausgewiesen werden müsse, welches wissenschaftspolitische Erfordernis ihm zugrundeliege, und daß es kein Forschungsthema geben dürfe, das diesen Nachweis nicht erbringe. Anstatt am Institut eine Vielfalt verschiedener und sich ergänzender, komplementärer Forschungsansätze zu fördern, sollte die Arbeit des Instituts auf einen einzigen Ansatz ausgerichtet werden. Es zeugt von der politischen Reife und der fachlichen Güte der Mitarbeiter des Instituts, deren Mehrzahl besagter Parteisekretär öffentlich für unfähig erklärte, daß sie sich diesem versuchten Diktat nicht gebeugt und in vielen und aufwendigen Diskussionen ihr Recht auf die Ausübung der Wissenschaftsforschung auch ohne den vordergründigen Ausweis wissenschaftspolitischer Erfordernisse verteidigt haben. Doch darüber vergingen Jahre, und mit dem

26 Vgl.: Gert-Rüdiger Wegmarshaus: Marxistische Wissenschaftsforschung – Ein Blick zurück. In: 25 Jahre Wissenschaftsforschung in Ost-Berlin. Wie zeitgemäß ist komplexe integrierte Wissenschaftsforschung? H. 10 der Schriftenreihe des Wissenschaftssoziologie und -statistik e. V. Berlin. Hrsg. von Hansgünter Meyer, Berlin 1996, S. 65-79.



Übergang in die achtziger Jahre kehrte sich das Verhältnis von Wissenschaftsforschung und Wissenschaftspolitik in gewissem Sinne um: Die Politik wurde nun die Geister, die sie gerufen hatte, nicht mehr los.

In dem Maße, wie im Wirtschafts- und Wissenschaftssystem der DDR Fehlentwicklungen sichtbar wurden, bildete sich in den Gesellschaftswissenschaften eine Praxis heraus, vor Plenartagungen der Partei und noch mehr vor Parteitag, auf denen die Weichen für weitere Entwicklungen gestellt wurden, Studien, Analysen, Ausarbeitungen mit Vorschlägen und Empfehlungen einzureichen in der Hoffnung, damit zur Beseitigung von Mißständen beizutragen. In den meisten Fällen verschwanden diese Ausarbeitungen in den Panzerschränken der Administration. Manche Studien der Wissenschaftsforschung gelangten gar nicht erst über die Ebene des Leiters des Forschungsbereiches Gesellschaftswissenschaften an der Akademie hinaus, erreichten mithin nicht einmal ihren Adressaten. Andere wurden überaus selektiv und tendenziös ausgewertet. Zum Beispiel hatten wir in diversen Studien vor dem XI. Parteitag die prekäre Situation im Bereich der Forschungstechnik in naturwissenschaftlichen Instituten der Akademie analysiert und sie in Zusammenhang gebracht mit der Forderung nach Spitzenleistungen in Wissenschaft und Technik. Unsere Stoßrichtung war, daß Spitzenleistungen Spitzenkräfte erfordern, und daß Spitzenkräfte Spitzenbedingungen benötigen – sowohl was die materiell-technische Ausstattung der Forschung betrafte als auch im Hinblick auf Bedingungen, unter denen Grundlagenforschung in der nötigen Tiefe und Breite und in einer von außerwissenschaftlichen Störungen freien Atmosphäre schöpferischer Suche betrieben werden könne.<sup>27</sup> Im Bericht an den XI. Parteitag las sich das aber so: »Echte Spitzenleistungen erfordern Spitzenkräfte und können nur in einer geistigen Atmosphäre entstehen, die durch die Überzeugung vom politischen und ökonomischen Gewicht der eigenen Arbeit geprägt ist ...«<sup>28</sup> Gestrichen die materiell-technischen Spitzenbedingungen, und gestrichen auch die von außerwissenschaftlichen Störungen freie Atmosphäre schöpferischer Suche. Ein ähnliches Schicksal – verstümmelt, entstellt, nicht zur Kenntnis genommen – widerfuhr vielen anderen Studien der Wissenschaftsforschung.

Ich will damit keineswegs sagen, daß die wissenschaftlich-technische Revolution (WTR) in der DDR besser oder überhaupt bewältigt worden wäre, wenn den Empfehlungen der Wissenschaftsforschung seitens der Politik mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden wäre. Die DDR mit ihrer Mangel- und Kommandowirtschaft konnte die wissenschaftlich-technische Revolution nicht bewältigen, daran hätten auch alle Empfehlungen der Wissenschaftsforschung und alle Beschwörungen, die WTR doch »organisch mit den Vorzügen des sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems zu verbinden«, nichts ändern können. Das Erlanger IGW hatte auch in dieser Hinsicht die Nase vorn gehabt, als es seinen Einstieg in die Wissenschaftsforschung damit begann, seine Sondentheorie zu entwickeln: Die WTR sollte in beiden Gesellschaftssystemen gleichsam als Sonde dienen, um beurteilen zu können, welches der beiden Systeme das leistungsfähigere sei.

27 Ausführlich hatte ich dazu auch auf dem XIII. Erlanger Werkstattgespräch referiert. Vgl.: Kröber, Günter: Die Forderung nach Intensivierung der wissenschaftlichen Arbeit in der Forschungspolitik der DDR. In: Spitzenleistungen in den Wissenschaften. Beiträge vom XIII. Erlanger Werkstattgespräch 1984. Hrsg. von Clemens Burrichter. abg H. 4/1985, S. 51-69.

28 Honecker, Erich: Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den XI. Parteitag der SED, Berlin 1986. S. 57.

Die Dialektik der Geschichte will es, daß allerdings auch die marxistische Wissenschaftsforschung richtig prognostiziert hatte, wenn sie den Ausgang der Systemauseinandersetzung in Abhängigkeit von der Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution sah.

Das Merkwürdige ist nur, daß mit dem Wegfall des Ost-West-Konflikts und mit der deutschen Wiedervereinigung von der WTR keine Rede mehr ist. Ist mit dem Verschwinden der Systemauseinandersetzung etwa auch die WTR verschwunden? War die wissenschaftlich-technische Revolution vielleicht nur das Vehikel, das sich die Wissenschaftsforschung in Ost und West ausgedacht hatte, um sich selbst besser in Szene setzen zu können? Oder war gar die Wissenschaftsforschung selber nur das Vehikel politischer Interessen, so daß sie sich erübrigte, sobald diese Interessen zuverlässig bedient bzw. gegenstandslos geworden waren? Fast scheint es so: Die Berliner Wissenschaftsforschung wurde abgewickelt nicht wegen mangelnden wissenschaftlichen Ertrags, sondern aufgrund politischer Vorgaben des Einigungsvertrages. Die Erlanger Wissenschaftsforschung wurde ebenfalls nicht wegen mangelnden wissenschaftlichen Ertrages abgewickelt, sondern weil es den Ost-West-Konflikt und die DDR nicht mehr gab. Hatte sich die Wissenschaftsforschung auf beiden Seiten zu sehr auf die Politik eingelassen, und ist sie letztlich Opfer der Politik geworden? Vielleicht. Jedenfalls haben wir heute in Deutschland kein institutionelles Zentrum der Wissenschaftsforschung mehr; übrig geblieben sind einzelne Enklaven und Einzelforscher mit und ohne institutionelle Anbindung.<sup>29</sup>

29 Vgl. dazu auch meinen Beitrag: ITW – 25, in: 25 Jahre Wissenschaftsforschung in Ost-Berlin, A.a.O. S. 12-16.

Was jedoch die WTR angeht, die revolutionären Veränderungen in Wissenschaft und Technik mit ihren tiefgreifenden Auswirkungen auf alle gesellschaftlichen Bereiche, so haben sie mit Beendigung des Ost-West-Konflikts keineswegs ein jähes Ende gefunden. Im Gegenteil: Die politischen und ökonomischen Veränderungen in den osteuropäischen – vormals realsozialistischen – Ländern eröffnen für Hochtechnologien nicht nur neue Märkte, sondern auch neue Produktionsstandorte. Das ist die eine Seite der Sache, die äußere. Die andere ist: Die Dynamik der wissenschaftlichen Entwicklung und der aus ihr entspringenden technischen Möglichkeiten ist am Ende dieses Jahrhunderts höher denn je. Die Vernetzung der Einzelentwicklungen untereinander und mit dem gesellschaftlichen Umfeld ist so intensiv geworden, daß sie durch Begriffe wie »Interdisziplinarität« oder »gesellschaftlicher Transfer« kaum noch adäquat wiedergegeben werden. Ich möchte mich in diesem Zusammenhang auf den ehemaligen BMFT Heinz Riesenhuber berufen, der in einer Rede auf einem von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog 1994 veranstalteten Kolloquium über die von Forschung und Technologie signalisierten Chancen gesprochen hat.<sup>30</sup>

30 Heinz Riesenhuber: Neue Produkte – Neue Arbeit. Welche Chancen signalisieren Forschung und Technologie? In: Arbeit der Zukunft. Zukunft der Arbeit. Hrsg. von der Alfred Herrhausen Gesellschaft für internationalen Dialog, Stuttgart 1994, S. 79-97.

Riesenhuber hat dort aufgelistet, was derzeit an neuer Technik sich entwickelt, und mit welcher Wucht diese neue Technik aus den Ergebnissen der Wissenschaft entsteht. Hier einige Stichworte aus seiner Rede:

in der Mikroelektronik und Informationstechnik die Tendenz zum

Immer-Kleineren, zum Immer-Dichter-Integrierten und zum Immer-Komplexeren;

das Zusammenfügen verschiedener Techniken, z. B. eines Biosensors mit einem mechanischen Aktor in der Mikro-Systemtechnik; Optoelektronik und die von ihr ermöglichte völlig neue Qualität der Informationsverarbeitung;

Materialien, die sich an ihre Bedingungen anpassen – etwa ein Flugzeugflügel, der sich in seinem Profil den Bedingungen des Fluges anpaßt;

Adaptronik oder Biomimetik und der Nachbau natürlicher Strukturen – etwa die einzigartige Statik eines Grashalmes;

neue Werkstoffe mit völlig neuen Anwendungsmöglichkeiten – etwa die Fullerene;

Hochtemperatur-Supraleitung und die Möglichkeiten, Strom widerstandslos zu transportieren;

Bakteriorhodopsin, das sich für optische Speicher in der Optoelektronik eignet, wenn die Bakterien in bestimmter Weise gentechnisch modifiziert sind.

Riesenhuber kommt zu dem Schluß, »daß sich die Problemlösungen aus verschiedenen Wissenschaften explosiv entwickeln. Die wissenschaftliche Entwicklung wird zunehmend zum Kontinuum ... Das heißt, Wissenschaft wächst zusammen. Sie wird komplexer, die Grenzen der Disziplinen verschwinden.«<sup>31</sup> Die disziplinäre Vernetzung der Wissenschaft wird schließlich ergänzt durch ihre internationale Vernetzung.

31 Ebenda, S. 85.

Diese zunehmende Vernetzung der Wissenschaft auf der kognitiven, der institutionellen und der internationalen Ebene ist gleichbedeutend mit zunehmender Komplexität und Nichtlinearität.

Angesichts dieser Entwicklungen ist die Frage, ob Wissenschaftsforschung eine Zukunft habe, eigentlich müßig. Die Selbstreflexion der Wissenschaft in der Form von Wissenschaft ist heute dringender denn je. Wissenschaftsforschung soll uns die Entwicklung der Wissenschaft verstehen lehren, damit wir es lernen, mit ihr und ihren Ergebnissen so umzugehen, daß für Mensch und Natur daraus maximaler Nutzen erwächst. Ihre Legitimation ist nicht der von der Wissenschaftspolitik herüberschallende Ruf nach Organisation und Leitung der Wissenschaft oder gar nach Planung und Prognose wissenschaftlicher Entwicklungen. Ihre Legitimation erhält sie in erster Linie daraus, daß unser aller Zukunft in alles entscheidender Weise von der Wissenschaft, dem Verlauf ihrer Entwicklung, ihrer Umsetzung in technische Neuerungen und deren sozialen und gesellschaftlichen Auswirkungen abhängt. Eine Gesellschaft, die meint, darauf verzichten zu können, daß Wissenschaft sich durch sich selbst aufklärt, begibt sich der Chance, aus der Kenntnis von Geschichte und Gegenwart der Wissenschaft heraus die Möglichkeiten und Risiken künftiger Entwicklungen besser zu beurteilen und je nach dem, welchen Werten sie den Vorrang gibt, zu entscheiden, was sie heute tun oder lassen soll.

Allerdings bleibt die Frage, wie Wissenschaftsforschung betrieben werden soll. Meine Antwort darauf nach den Erfahrungen von vier Jahrzehnten eigener wissenschaftlicher Tätigkeit ist: Jedenfalls nicht nach irgendwelchen wissenschaftspolitischen Erforder-

nissen, nach den Vorstellungen und Weisungen dieser oder jener Partei oder den Sorgen und Wünschen der Forschungsadministration, auch nicht auf der Grundlage einer wie immer gearteten Ideologie, eines »...ismus«, sondern allein ihrem Gegenstand, der Wissenschaft, gemäß.

Diese ist nun freilich ein gesellschaftliches Funktionssystem, so daß ihre Erforschung auch nur dann erfolgreich sein kann, wenn die Wissenschaftsforschung über adäquate gesellschaftstheoretische Grundlagen verfügt. Die Schwierigkeit an dieser Stelle ist, daß Gesellschaftstheorien – bis jetzt jedenfalls – wohl immer in der Nähe irgendeines »...ismus« angesiedelt sind und von ihm gespeist werden. Dieser Schwierigkeit kann man m.E. nur entgehen, wenn beide – Gesellschaft und Wissenschaft – als komplexe und vernetzte Systeme begriffen werden.

Wissenschaft ist ein hochkomplexes Gebilde, das in mehreren Dimensionen existiert – der kognitiven, personellen, institutionellen und gesellschaftlichen. Ihre Erforschung sollte infolgedessen auch von dem profitieren, was die Erforschung anderer komplexer Systeme bereits zutage gefördert hat. Wissenschaft ist ein nicht-lineares System par excellence.<sup>32</sup> Ich plädiere deshalb dafür, ein begriffliches und methodisches Instrumentarium, das sich bei der Erforschung komplexer Systeme und nichtlinearer Dynamik in Natur und Gesellschaft bewährt hat, auch zur Erforschung der Wissenschaft und ihrer Entwicklung heranzuziehen. Am weitesten fortgeschritten ist die Erforschung komplexer Systeme heute wohl am Santa Fé-Institut in New Mexico.<sup>33</sup> In gewissem Sinne könnte man deshalb sagen: Die Zukunft der Wissenschaftsforschung liegt in Santa Fé.

32 Vgl. dazu: Günter Kröber: Wissenschaft im Spiegel von Chaos, in: Tohuwabohu. Chaos und Schöpfung. Hrsg. von Klaus Meier und Karl-Heinz Streh, Berlin 1991, S. 179-213.

33 Die Entstehungsgeschichte dieses Instituts und seine Arbeitsweise sind beschrieben in: Waldrop, M. Mitchell: Inseln im Chaos. Die Erforschung komplexer Systeme, Hamburg 1993.